

## Das Ende des Lesens?

*Von Dieter E. Zimmer*

MANCHMAL WIRD man Zeuge eines kleinen Disputs, der immer gleich verläuft, wenn auch mit jeweils anderen Worten. In der Regel entzündet er sich an irgendeiner aktuellen Nachricht: ein Autor in Finanznöten, ein Verlag verkauft, eine Buchhandlung geschlossen. Eröffnet wird er von dem Kulturpessimisten, der wie alle Pessimisten die Meinungsführerschaft innehat. Er sagt etwa dies: «Da sehen wir es wieder einmal. Die Leute lesen immer weniger. Kein Wunder, sie hocken ja auch nur noch vor der Glotze. Das Buch – das ist eine aussterbende Gattung. Das Gutenberg-Zeitalter nähert sich dem Ende. Es geht eben bergab mit uns. Wir amüsieren uns zu Tode.»

Die Diagnose ruft prompten Widerspruch auf den Plan. Er lautet ungefähr: «Trifft das denn eigentlich zu: daß die Leute immer weniger lesen? Eher lesen sie doch mehr als früher, in der angeblich so guten alten Zeit. Kein Wunder, sie haben immer mehr freie Zeit fürs Lesen, und das allgemeine Bildungsniveau ist ebenfalls stark gestiegen und steigt weiter. Man sehe sich doch nur einmal auf der Buchmesse um: jedes Jahr mehr Bücher. Die werden doch nicht gedruckt, um dann ungelesen zu bleiben. Das Fernsehen hält nicht vom Lesen ab, es regt zum Lesen an!»

Und man sitzt daneben und findet, wie so oft, eigentlich beide Meinungen ganz plausibel. Schließlich lassen sich für jede von ihnen leicht überzeugende Indizien beibringen. Es ist wieder einmal die Situation, in der auf jeweils andere positive Beispiele gestützte Meinungen nicht weiter helfen; in der ein genauerer und vor allem systematischerer Blick notwendig wird. Was also hat die Medien- und die Leseforschung zu jenem Disput zu sagen, abgesehen vom Selbstverständlichen, nämlich daß man so naive Fragen eigentlich nicht stellen dürfe?

Es soll hier nicht um Kulturphilosophie gehen. Ob die Gesellschaft visueller oder oraler oder analer wird, sei den Hochseilartisten dieser oder jener Hermeneutik überlassen. Ob gut oder schlecht ist, was da ist, soll erst recht unerörtert bleiben. Es geht vielmehr allein um die schlichte, bodennahe Frage, das schlichte Fragenbündel: Wird immer weniger gelesen? Wird insbesondere weniger gelesen als vor der

Einführung des großen Konkurrenzmediums, des Fernsehens? Und wenn die sogenannten Printmedien insgesamt keine Einbußen verzeichnen sollten: werden dann vielleicht doch zumindest Bücher weniger gelesen? Wird insbesondere «Literatur» weniger gelesen, die Schöne?

Jedes Kind glaubt heute zu wissen, daß Umfrageergebnissen natürlich nicht zu trauen sei. Erhebungen vom Umfragetyp sind aber das einzige Werkzeug, das die Medienforschung bei jenen Fragen einsetzen kann. Und man muß es schon zugeben: Eine fragwürdige Umfrage ist immer noch glaubwürdiger als die pure, auf nichts als das momentane Ressentiment sich stützende Vermuten. Auch wenn man sie hinterm Komma besser nicht bei der Zahl nimmt, so geben sie, da die Fehler von Mal zu Mal etwa die gleichen bleiben, über langfristige Trends sogar recht gut Auskunft.

Eine vielleicht nicht endgültige, aber brauchbare Antwort gäbe also eine Langzeitstudie irgendwo, die vor der Durchsetzung des Fernsehens eingesetzt und einem repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung über die Jahre und Jahrzehnte hin die gleichen Fragen zur relativen «Nutzung» der verschiedenen Medien gestellt hätte. Eine solche Studie gibt es leider nicht (außer einer 1947 beginnenden Zeitungsumfrage in Japan). Die empirische Medienforschung setzte, wenn überhaupt, erst nach der Etablierung des Fernsehens ein. Die längste deutsche Zeitreihe ergibt sich aus Klaus Bergs Langzeitprojekt «Massenkommunikation». Es begann 1964, zwölf Jahre nach der Einführung des Fernsehens; nach «Bücherlesen» fragt es leider erst seit 1980.

1964 hatten in Deutschland 55 Prozent aller Haushalte eine «Glotze», 1974 waren es 95 Prozent, war fast der Zustand der «Vollversorgung» erreicht. Über diese Zeit der Expansion hin, auch über die Einführung der Privatprogramme hin aber blieb der durchschnittliche Fernsehkonsum zwischen 1964 und 1990 nahezu konstant: Er steigerte sich nur von 2 Stunden 29 Minuten auf 2 Stunden 49 Minuten. Gemessen an der insgesamt zur Verfügung stehenden Freizeit, sank er in diesem Zeitraum sogar von 44 auf 35 Prozent. Es ist in der Tat viel; aber offenbar gibt es da eine Sättigungsgrenze, die schon früh erreicht war. Die simple Gleichung «Je größer das TV-Angebot, um so mehr wird ferngesehen, und je mehr ferngesehen wird, desto weniger wird gelesen», kann so nicht richtig sein. Denn welche Entwicklung die Leserate seit 1964 auch immer genommen hat: am wachsenden Fernsehkonsum kann es nicht gelegen haben.

Welche Entwicklung aber hat sie genommen? In der kurzen Spanne zwischen 1980 und 1990 blieb sich, der Berg-Studie zufolge, der Fernsehkonsum nahezu gleich, während sich die Befragten fürs Bücherlesen tatsächlich einen Hauch weniger Zeit nahmen. Den

wesentlich längeren Überblick vermittelt «Allensbach». 1968 gaben 29 Prozent der Befragten an, mehrmals pro Woche oder sogar täglich ein Buch gelesen zu haben. 1970 waren es 30 Prozent, 1976 dann 34 Prozent, 1991 schließlich 37. Umgekehrt sagten 42 Prozent der Befragten im Jahre 1968, sie hätten im letzten Jahr seltener als einmal im Monat oder nie in einem Buch gelesen; 1979 waren es noch 40 Prozent, 1976 dann 35 und 1991 schließlich 34. In den letzten zwanzig Jahren wäre danach in Deutschland die Zahl der Vielleser stetig angestiegen, hätte die Zahl der Wenig-oder-Nie-Leser stetig abgenommen, trotz gleichzeitiger Ausweitung des Fernsehangebots!

Ein anderes Allensbacher Fragenbündel erlaubt es, die den einzelnen Medien reservierte Zeit über einen Zeitraum von zwanzig Jahren ins Auge zu fassen. 1967 verbrachten die Leute durchschnittlich 578 Minuten pro Woche vorm Fernseher, 1987 797 – deutlich mehr. Dem Radio lauschten sie 1967 316 Minuten, 1987 607 – und das wäre gar fast doppelt so lange. Fürs Buch erübrigten sie 1967 192 Minuten, 1987 204, für die Zeitung oder Zeitschrift 1967 360, 1987 406 Minuten. Fernsehen 578 Minuten pro Woche, Radio 316, Bücher 192, Zeitungen und Zeitschriften 360. 1987: Fernsehen 797 Minuten, Radio 607, Bücher 204, Zeitungen und Zeitschriften 406. Danach hätten alle Medien in diesen zwanzig Jahren zugelegt, die audiovisuellen stärker als die Printmedien, aber diese auch, und der gestiegene Fernseh- und Radiokonsum hätte dem Buch und der Zeitung zumindest keine Leser abgejagt!

Untersuchungen aus der Schweiz (in diesem Fall der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG) ergeben ein etwas anderes Bild. Nach ihnen ist beim Fernsehen die Nutzungsdauer (also die Zahl der täglich vorm Fernseher verbrachten Minuten) auch in der Deutschschweiz zwischen 1975 und 1988 ebenfalls nahezu konstant geblieben: Aus 75 Minuten wurden 79 (ein Plus von bloßen 5 Prozent). Die Printmedien aber befanden sich tatsächlich auf dem Rückzug, die Lesezeit schrumpfte um 26 Prozent, am stärksten bei Zeitschriften, dann bei Büchern, am wenigsten bei Zeitungen. Aufs Lesen verwendete Zeit dagegen ging bis etwa 1983 deutlich zurück (von 50 auf 37 Minuten, also um 26 Prozent), blieb danach aber insgesamt stabil. Oder genauer: Zwischen 1983 und 1988 halbierte sich die Nutzungsdauer bei Zeitschriften, während Zeitungen hinzugewannen und Bücher auf dem gleichen Niveau verblieben. Zwischen 1975 und 1988 scheinen sich in der deutschen Schweiz die Printmedien unterm Strich tatsächlich auf dem Rückzug befunden zu haben: am stärksten Zeitschriften, dann Bücher, am wenigsten Zeitungen. Da in der ganzen Zeit der TV-Konsum aber etwa der gleiche blieb, fiel es auch hier schwer, für diesen Rückgang das Fernsehen verantwortlich zu machen.

Die gesuchte schlüssige und eindeutige Antwort geben diese Zahlen also leider nicht. Manche belegen, daß das gedruckte Wort leichte Einbußen hinnehmen mußte; andere, daß es sich tapfer geschlagen

hat und mehr als das. Starke Schlüsse erlauben sie nicht – in keiner Richtung. Es sei denn den einen: daß jedenfalls nicht das Fernsehen die Schuld trägt.

So ist es angezeigt, ganz andere Zahlen zu Hilfe zu rufen. Die aus dem westdeutschen Buchhandel erlauben es, die Entwicklung zurück bis 1951 zu verfolgen. Die Zahl der produzierten Titel: von 1951 bis 1980 war sie, von einem kleinen Einbruch Anfang der siebziger Jahre abgesehen, stetig gestiegen, von etwa 14 000 auf 67 000. Besonders steil war der Anstieg in den drei Jahren vor 1980. Dann aber fielen die Zahlen zurück, und erst seit 1991 wurden wieder die von 1980 erreicht, bei denen sie sich nun einzupendeln scheinen.

Mag ja sein, lautet der Einwand: Aber bekanntlich wurden in dieser Zeit die Auflagen immer niedriger; so daß die bloße Zahl der Titel also wenig besagt. Tatsächlich sind die Auflagen bei Taschenbüchern stark zurückgegangen, während der Anteil der Taschenbücher selber stark zunahm (von 1961 bis 1985 um nahezu das Dreifache). In den Anfangsjahren konnte jedes Taschenbuch noch auf mindestens 30 000 Leser zählen; heute kann sein Verleger zufrieden sein, wenn er 8000 verkauft. Gleichzeitig dürfte die Auflagenkluft zwischen den wenigen Bestsellern und den vielen gewöhnlichen Büchern immer weiter, immer hirnrissiger geworden sein.

Ein aussagekräftigerer Indikator als die schiere Titelproduktion ist darum die Umsatzentwicklung im Sortimentsbuchhandel. Auch der Umsatz aber ist seit 1951 Jahr für Jahr immer nur gestiegen, und zwar selbst dann, wenn das Jahresplus um die jeweilige Inflationsrate berichtigt wird. Einen einzigen Knick gab es in diesem Aufwärtstrend: Zwischen 1980 (als die Titelproduktion einen voreiligen Gipfel erreichte) und 1985 stagnierte der Umsatz. Prompt kam die Reaktion: Die Titelproduktion wurde gedrosselt, während die Umsätze besonders stark anstiegen. Offenbar war der Buchmarkt mit den Wachstumsambitionen mancher Verlage nicht mitgekommen, hatte diese dann aber alsbald unsanft korrigiert.

Diese Umsatzzuwächse aber waren besonders hoch (um die 10 Prozent) gerade in den Jahren, als sich das Fernsehen ausbreitete: Noch ein Grund, im Fernsehen nicht das Konkurrenzmedium zu sehen. Auch ohne Fernsehen hätten die Leute ihr Mehr an Freizeit wahrscheinlich nicht aufs Lesen verwandt. Hingegen korreliert das Lesequantum sehr stark mit dem Bildungsniveau, und das ist stetig gestiegen. Zum Beispiel studierten 1950 gerade 0,24 Prozent der westdeutschen Bevölkerung, 1975 waren es 1,2 Prozent, 1990 2,6 Prozent – in vierzig Nachkriegsjahren eine Verzehnfachung des Studentenanteils.

Angesichts dieser Zahlen bleibt dem Buchpessimisten nur ein Argument. Er könnte – zwar ins Blaue hinein, aber darum auch fast unwiderleglich – behaupten, die Leute hätten zwar immer mehr Bücher gekauft (und in den Bibliotheken ausgeliehen), diese aber nicht unbedingt auch gelesen. Ganz abwegig wäre solcher Verdacht nicht. Das Buch hat ja das gleiche Schicksal wie die Armbanduhr durchgemacht. Einst – in jener guten alten Zeit – war es ein dauerhafter Wertgegenstand, der im Bücherschrank hinter Glas aufbewahrt und von Generation auf Generation vererbt wurde. Heute ist es ein Gebrauchsgegenstand, der meist nicht lange hält: Ex und hopp (und das Antiquariat bedankt sich heute schnöde, wenn jemand es für einen Entsorgungsbetrieb halten sollte). Aber daß das kurzlebigere Buch auch das ungelesenere ist, ist keineswegs gesagt. Man könnte es, ebenso spekulativ, genau umgekehrt sehen: Die Ungelesenen waren jene wertvollen Klassikerbände, die ein Leben lang im Bücherschrank einstaubten; warum sollte sich heute jemand ein Buch kaufen, wenn er es nicht auch lesen wollte? Jedenfalls dürfte es kein Leichtes sein, die ständig und erheblich gestiegenen Titel- und Umsatzzahlen mit der These vom Rückgang des Buches zu vereinbaren.

Vorschnelle Schlüsse zieht man besser nicht, und vorschnell tröstliche Schlüsse sind besonders fatal. Aber wenn man die beiden deutschen Zahlenstränge zusammen nimmt, die zur Mediennutzung wie die aus dem Buchhandel, so bleibt der buchpessimistischen These nicht viel Luft. Nein, man kann nicht sagen, daß immer weniger gelesen würde, besonders weniger Bücher. Mit «dem Buch» scheint es einstweilen doch noch nicht zu Ende zu gehen. Und wenn die fürs Fernsehen reservierte Zeit *grosso modo* gleich geblieben ist, scheint das Fernsehen überhaupt nicht der Hauptkonkurrent um die freie Zeit zu sein. Vom Mehr an Freizeit hat unter den Medien vielmehr vor allem der Hörfunk profitiert, und das wahrscheinlich vor allem darum, weil soviel freie Zeit heute wohl oder übel im Auto verbracht wird.

Durchschnittszahlen verbergen manchmal das Wesentliche. Gibt die Medienforschung auch Auskunft darüber, wer da mehr oder weniger liest und was er mehr oder weniger liest? Allerdings, sie tut es, und die grauen Pauschalbefunde bekommen dadurch etwas Farbe.

Nirgends ist es so, daß junge Leute – die vermeintliche Fernsehjugend – weniger lesen. Ganz im Gegenteil, überall nimmt die Leserate mit zunehmendem Alter ab (mit einer einzigen, seltsamen Ausnahme: Großbritannien). Zum Beispiel Deutschland im Jahre 1990: da widmeten die 14- bis 19-jährigen den Druckmedien an jedem Werktag 57 Minuten, dem Fernsehen 132. Die entsprechenden Zahlen für die 20- bis 29-jährigen lauteten: 61 und 113 (mehr Lesen, weniger Fernsehen also). Für die 50- bis 59-jährigen: 55 und 135 (weniger Lesen, mehr TV). Besonders stark fällt diese altersbedingte Abnahme beim Buch ins Gewicht. 52 Prozent aller 14- bis 19-jährigen bekannten sich als regelmäßige Bücherleser («mehrmals die Woche»); unter den 40-

bis 49-jährigen waren es nur noch 30 Prozent und bei den über 70-jährigen gar nur 21. Womit ein anderes liebes Vorurteil schlichtweg platzt: Bücherlesen ist entschieden nicht eine Sache der älteren Generationen, die noch ohne Fernsehen groß geworden sind. Am meisten liest nach wie vor die Jugend. Überall zeigte sich auch, daß die modernen Industriegesellschaften *in puncto* Lesen ungefähr gedrittelt sind: Einem Drittel der Bevölkerung, das oft oder sogar täglich etwas liest, steht ein anderes Drittel gegenüber, das so gut wie nie liest. (Das mittlere Drittel der Lauen dehnt sich hier und da auch so weit aus, daß aus den Dritteln an den Enden Viertel werden.)

Und durchweg gilt die Regel: Vielleser sehen weniger fern, Wenigleser mehr. Aber wieder verschweigt eine solche an und für sich richtige Pauschalaussage etwas ganz Entscheidendes: daß es sich da mitnichten um ein symmetrisches Verhältnis handelt.

Besonders deutlich zeigen es ein paar Zahlen wiederum aus der deutschen Schweiz. Sie unterscheiden drei Bildungsniveaus: tief, mittel und hoch. In der Gruppe «Hoch» lesen 38 Prozent täglich, in der Gruppe «Tief» aber nur 11. Und in der Gruppe «Tief» sehen 67 Prozent täglich fern, in der Gruppe «Hoch» aber ... Eben nicht. In dieser Gruppe sind es immerhin noch 49 Prozent. Anders gesagt (und andere Zahlen bestätigen es noch und noch): Es gibt eine Bevölkerungsgruppe, einen Menschenschlag, der wenig liest und fast nur fernsieht. Ihm steht aber nicht eine andere Gruppe gegenüber, bei der es genau umgekehrt wäre, sondern eine, die viel liest und dazu eine Menge fernsieht und überhaupt viele Medien nutzt.

Es ist dies ein anderer Blick auf ein Phänomen, das in der Medienforschung seit über zwanzig Jahren vermerkt wurde und eine Menge, meist bestätigendes Kopfzerbrechen hervorgerufen hat: das der wachsenden «Wissenskluft», des *information gap*. Die Theorie besagt: Das immer größere Angebot immer allgemeiner zugänglicher Massenmedien erhöht den Wissens- und Informationsstand der Bevölkerung leider ganz und gar nicht gleichmäßig. Denn je höher Bildungsniveau und Sozialstatus sind, desto mehr werden zusätzlich zu den anderen auch jene Medien genutzt, ohne die sich die Informationsflut nicht verstehen läßt, die Druckmedien. Vielleser also sind durchweg besser informiert als die vorwiegend unterhaltungsorientierten Wenigleser und Nur-Fernseher. Aus Österreich ist zu erfahren, daß das Bücherlesen in den weniger gebildeten Schichten seit 1972 weniger zunahm als unter Akademikern und Abiturienten; aus Deutschland, daß der Fernsehkonsum nur bei den Hochgebildeten etwa gleich blieb, unter den weniger Gebildeten aber deutlich zunahm. Preßt man diese Daten etwas stärker aus als eigentlich erlaubt, so läßt sich die Ausgangsfrage zumindest mit einem resümierenden Verdacht beantworten. Es wird nicht «immer weniger gelesen»; es werden auch nicht «immer weniger Bücher gelesen». Es wird, im Durchschnitt, sogar eher immer mehr gelesen. Aber nur im Durchschnitt. Ein erheblicher

Teil der Bevölkerung partizipiert nicht oder nur wenig an dieser allgemeinen Literarisierung.

Es soll Leute geben, die da die Glocken läuten hören: Führen die gleichen und großen Informationschancen der Mediendemokratie am Ende gar nicht zur gleichen Informiertheit? Befördern sie vielmehr die Ungleichheit? Wieso?

Hier hieß es immer: «das Buch». «Dem Buch» wurde bescheinigt, daß seine Zeit durchaus noch nicht abgelaufen ist und vorläufig auch nicht abzulaufen scheint. Manche aber denken, wenn sie vom «Buch» sprechen hören, vor allem an die Literatur: an Romane, Erzählungen, Gedichte, Essayistik. Für sie ist das Bild weniger rosig.

Wenn Teens und Twens (besonders weibliche) zu den stärksten Bücherlesern gehören, so nämlich nicht nur, weil sie noch jung und neugierig sind. Die Bücher, mit denen sie am meisten zu tun haben, sind Schul- und Lehr- und Fachbücher aller Art. Zwar lesen sie auch noch in ihrer Freizeit mehr als Ältere. Aber das Gros ihrer Lektüre gilt der Schule und dem Beruf. Mit dem Berufseintritt findet dieses Kapitel ein ziemlich abruptes Ende. Das aber heißt, daß die stetigen Zuwächse, die «das Buch» seit Anfang der fünfziger Jahre zu verzeichnen hat (die Titelzahl, der Umsatz), vor allem aufs Konto der Schul- und Fachbücher gehen. Der Anteil der Belletristik (aus statistischen Gründen enthält er auch die Sprach- und Literaturwissenschaft) ist bis etwa 1970 kräftig mitgestiegen. Seitdem aber tritt er mehr oder weniger auf der Stelle. Von der Literarisierung einer größeren Bevölkerungsschicht kann man möglicherweise sprechen; von einer Belletrisierung nicht.

Immerhin, die Titelzahlen der Belletristik stagnieren nur; rückläufig sind sie insgesamt nicht. Leicht rückläufig aber ist ihr Anteil an allem, was Jahr für Jahr gedruckt wird. Er stieg langfristig nur in der Spanne von 1951 bis 1964 (und zwar von 19,9 auf 24,8 Prozent): die belletristische Ära der Bundesrepublik, vermutlich nicht zufällig die Zeit, in der eine neue deutsche Literatur auf den Plan trat und auch aus dem Ausland noch vieles zu importieren war, was Nazizeit, Krieg und Nachkrieg ferngehalten hatten. Seitdem ist er meistens gesunken, auf nunmehr 18,6 Prozent. Kein Drama – aber doch ein Zeichen der Zeit.

Etwas aber ist seit jenen frühen Nachkriegsjahren dramatisch anders geworden, und sonderbarerweise wurde es in seiner Tragweite noch gar nicht recht zur Kenntnis genommen. Die gute alte Lesezeit ist wirklich unwiederbringlich dahin. Eigentlich war sie es schon im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert, aber bis in die fünfziger Jahre konnte sie noch eine Art Schein ihrer selbst aufrechterhalten. Nicht daß jeder Gebildete alles gelesen hatte, was es zu lesen gab; aber jeder konnte wissen, was er eigentlich hätte gelesen haben sollen. Es gab so etwas wie einen ständig sich ergänzenden Kanon, und

der ließ sich, wenn auch mit Mühe, bewältigen. Die literarische Öffentlichkeit hatte, tendenziell, einen gemeinsamen Fundus.

Heute dagegen muß auch der besessenste Leser kapitulieren. Nicht nur angesichts der nackten Titelzahl, die ihm nur noch ein resigniertes Achselzucken abgewinnen kann. Der Raum, aus dem Literatur heute fordernd auf ihn einstürmt, hat sich über jede Rezeptionskapazität hinaus erweitert. Potentiell ist heute fast alles verfügbar, was andere Zeiten und andere Kulturen je an Literatur hervorgebracht haben. Alles will, alles könnte gelesen werden, und immer winziger wird der Ausschnitt dessen, was einer dann tatsächlich liest.

Es ist vor allem ein Orientierungsproblem, das noch in keiner Weise gelöst ist. Was der einzelne liest, wird nicht nur relativ zur Menge des Lesbaren immer weniger; es wird auch immer zufälliger. Immer irrationalere Macht kommt allem zu, was seine Entscheidungen zu lenken sucht: hier die Werbekampagne eines Verlags, dort ein nachrichtenwirksamer Autorenlebenslauf oder auch nur ein lobendes Wort in einer Talkshow.

Es war in dieser Hinsicht wirklich noch eine gute Zeit: als ein epochales Werk der Literatur vielleicht für eine Weile verkannt wurde, aber sicher sein konnte, über kurz oder lang in sein Recht eingesetzt zu werden. Schon heute, aber morgen erst recht muß man es jedoch für möglich halten, daß selbst ein Shakespeare daherkommen könnte, und wenn das Literarische Quartett ihn zufällig übersähe oder gerade schlechte Laune hätte, ginge er auf alle Zeiten unbekannt und ungelesen davon.

\*\*\*\*\*

### Literatur

**Berg, Klaus / Marie Luise Kiefer (Hg.):** *Massenkommunikation: Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung.* I: Mainz: v.Hase & Koehler, 1978. II: Frankfurt: Metzner, 1982. III: Frankfurt: Metzner, 1987. IV: Baden-Baden: Nomos, 1992

**Fritz, Angela:** *Lesen im Medienumfeld: Eine Studie im Auftrag der Bertelsmann Stiftung.* Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, 1991 Muth, Ludwig (Hrsg.): *Der befragte Leser.* München: Saur, 1993

**Noelle-Neumann, Elisabeth / Renate Köcher (Hrsg.):** *Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1984-1992.* München: Saur, 1993

**Saxer, Ulrich / Wolfgang Langenbacher / Angela Fritz:** *Kommunikationsverhalten und Medien: Lesen in der modernen Gesellschaft.* Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, 1989



**Stiftung Lesen (Hrsg.):** *Lesen: Zahlen, Daten, Fakten über Bücher, Zeitungen, Zeitschriften und ihre Leser.* Mainz: Stiftung Lesen, 1990

**Stiftung Lesen:** *Lesen im internationalen Vergleich: Ein Forschungsgutachten der Stiftung Lesen für das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft.* Mainz: Stiftung Lesen, Teil I 1990, Teil II 1994

**Stiftung Lesen:** *Leseverhalten in Deutschland 1992/93.* Mainz: Stiftung Lesen, 1993